

UM DIE ANGESCHISSENEN UNTERHOSEN
SOLL SICH DIE VERWANDTSCHAFT STREITEN
1948 – 1979

Weil das Gedächtnis affektiv und magisch ist, behält es nur die Einzelheiten, welche es bestärken: es nährt sich von unscharfen, vermischten, globalen oder unsteten Erinnerungen, besonderen oder symbolischen, ist zu allen Übertragungen, Ausblendungen, Schnitten oder Projektionen fähig.

Pierre Nora, Zwischen Geschichte und Gedächtnis³

1. Geschichte:

Wie mein Großvater seine Erzählung organisiert – Die Lebensgeschichte wird zur Flaschenpost / Die Hinterlassenschaft des Onkels – „Mög' Gottes Geist hier segnend walten und ewig deutsch dies Haus erhalten“ – Ein Denkmal auf der „Rudolfsböhe“ / Eine sperrige Musikalie – Hazuka – Dramatische Minuten auf dem „Wüster“-Steg – Der „Schneewalzer“ / Pfefferreith – „Die Brotsorgen haben sich bei uns eingeschlichen“ / „Der Vater war sehr böß darüber“ – Das Kind, das seine Mutter tötet

Als mein Großvater zwei Tage vor dem fünfzigsten Geburtstag meines Vaters, am 9. Juli 1979, starb, habe ich daran keinen Anteil genommen. Obwohl ich damals immerhin schon zwölf Jahre alt war, erinnere ich mich nicht an den toten Großvater – und nur vage an den lebenden Großvater. An einen Blick aus verschmitzten Äuglein über einem Seehundbart, der seinen Mund verdeckte. Ein dickbauchiger Stumpfen stand aus dem Gesicht hervor. Es ist hauptsächlich dieses Zigarrenrauchen, das ich mit meinem Großvater verbinde; es ist der Geruch nach dem glosenden Tabak einer Zigarre,

der mich an diesen Mann erinnert. Als wäre es seine Wesensart.

Viel ist das nicht. Eigentlich viel zu wenig, um behaupten zu können, dieser alte Bauer hätte in meiner Kindheit eine wichtige Rolle gespielt. Da gibt es andere Großväter, die wesentlich präsenter im Leben ihrer Enkel sind. Berühmte Großväter, wie sie in Büchern vorkommen, Großväter, die erzählen, Zeit haben und sich kümmern. Diesem Ideal entsprach mein Großvater nicht.

Verständlich wird das durch den Hinweis, dass mein Großvater lange vor mir gelebt hat. 1892 geboren, war er schon siebenunddreißig Jahre alt, als ihm mein Vater als erster Sohn geboren wurde. Und mein Vater war achtunddreißig, als ich, sein vierter Sohn, zur Welt kam. So vergrößern sich die Abstände, und die Generationen driften auseinander. Mein Großvater hatte fünfundsiebzig Jahre Vorsprung vor mir. Schon mein Vater war für mich ein alter Mann, und dann erst der Großvater, der so viele Jahre entfernt war. Mein Großvater hat zwei Kriege erlebt, und ich weiß nicht, wie sehr er am Ende seines Lebens Hinwendung zu kleinen Kindern noch für nötig gehalten hat. Warum sollte er sich mit einem Buben abgeben, der sich ohnehin mit der Erinnerung an ihn schwertun wird? Als ich meinen Großvater erlebte, war sein Vermächtnis an mich schon fertig. Es lag für mich bereit. Nur wusste ich nichts davon und wollte auch nichts davon wissen. Es war die Geschichte seines Lebens.

Als ich geboren wurde, hatte mein Großvater von seinen damals sechs verheirateten Söhnen und Töchtern bereits eine große Enkelschar bekommen. Wenn einem Mann – und seiner Frau – eine so zahlreiche Nachkommenschaft geschenkt wird, dann ist der Einzelne nicht

mehr so wichtig. Dann kommt es auf einen mehr oder weniger nicht mehr an. Und ich war noch nicht einmal das letzte seiner Enkelkinder. Ich komme insgesamt auf dreißig Cousins und Geschwister. Einunddreißig Menschen stehen über den Großvater, den sie teilen, miteinander in Verbindung.

Mein Großvater wirkte im Alter wie ein biblischer Patriarch, dessen Blick mit Wohlgefallen auf seiner zahlreichen Nachkommenschaft ruhte. Diese Beschreibung hätte meinem Großvater vermutlich gefallen, sowohl der „Patriarch“ als auch das „biblisch“. Und doch entfernt dieses Bild meinen Großvater von mir. Es rückt ihn noch weiter von mir weg. Über eine solche Sichtweise kann ich mich ihm nicht annähern. Ich halte sie auch für oberflächlich. Sie wird ihm nicht gerecht, zumindest nicht allen Facetten seiner Person.

Gerade der Umstand, ihn mit so vielen Personen teilen zu müssen, macht es aus, dass mir mein Großvater fremd ist. Mein Großvater gehört nicht mir allein.

Für andere seiner Enkel ist er möglicherweise, oder sogar sicher, ein ganz anderer Großvater. Vielleicht sogar der Großvater, der erzählt, Zeit hat, sich kümmert. Ich jedoch muss meinen Großvater erst für mich entdecken. Ich muss mir einen Großvater machen.

Wenn schon mein Großvater für mich als Kind nicht relevant gewesen ist, war er dann wenigstens eine bedeutende Persönlichkeit? Damit ich die Aufmerksamkeit rechtfertigen kann, die ich ihm posthum schenke. Doch auf diese Weise kann ich es nicht, denn mein Großvater war kein Würden- oder Ordensträger. Dieser Mann war ein einfacher Mensch. Wichtig gemacht hat er sich nur auf biologischem Weg. Über seine neun Kinder, von denen ihm immerhin acht von meiner Großmutter

geboren wurden, hat er seine Gene erfolgreich verteilt. Seine einunddreißig Enkel haben sich zwar nicht mit der gleichen Inbrunst vermehrt, aber sie sind nicht untätig geblieben. Neun Kinder haben sich als solider Grundstock herausgestellt. Ein solcher Überschuss erlaubt es sogar, einige von ihnen von der Pflicht zur Reproduktion freizustellen.

Sein „gelungenes“ Leben war meinem Großvater wohl gleichermaßen Voraussetzung wie Rechtfertigung für das Vorhaben, sein Leben aufzuschreiben. Aus problematischen Anfängen hat er sich hochgearbeitet. Jetzt, wo er sich an sein Leben erinnerte, war alles gut geworden. Mittlerweile musste er sich nicht mehr beweisen.

Mein Großvater war in keiner Weise herausragend. Er war ein durchschnittlicher Mensch. Ich habe mir nie etwas auf ihn eingebildet. Dass er im Alter seine Lebensgeschichte verfasst hat, ist das, was ihn auszeichnet. Mit der Idee, sein Leben aufzuschreiben, ist er nicht der Erste und Einzige gewesen. Auch die Lebensgeschichte als solche ist nicht einzigartig. Trotzdem ist das Aufschreiben der eigenen Erinnerungen eine bemerkenswerte Leistung. Sie erfordert Umsicht und Hingabe. Es gelingt nicht von leichter Hand. Die Lebensgeschichte muss sorgfältig geplant und genau konzipiert werden. Sie zu verfassen erledigt sich nicht von heute auf morgen. Wie alles, was einfach anmutet, braucht es auch hier Zeit, Überlegung und Wille. Mir verlangen sein Entschluss und die Ausführung Achtung ab. Von einem Menschen, der in seinem letzten Lebensabschnitt steht und die Pflichten erfüllt hat, ist nicht unbedingt zu erwarten, dass er sich noch zu so einer Leistung aufschwingt. Es bedeutet, dass sogar ein einfacher Mensch seinen Kindern noch anderes zu hinterlassen hat als

bestenfalls Haus und Hof: Geduld, Weisheit, Lebenserfahrung und seine Sicht der Geschehnisse. Diese für wichtig und aufschreibenswert zu halten, dazu gehört Eigensinn und Stolz.

Der Autobiograph entwirft das Bild von sich, so wie er es wünscht. Bei seinen Erinnerungen kann ihm keiner dreinreden. Durch seine Aufzeichnungen inszeniert er sein Auftreten in der Erinnerung der Nachwelt, speziell seiner Nachkommen. Er ruft sich nicht nur in Erinnerung, er erhält sich auf eine ganz bestimmte Weise, die er sich aussuchen kann, in der Erinnerung. Mittels der Niederschrift seiner Erinnerungen nimmt er Einfluss auf die Erinnerung anderer Menschen.

Dabei kann der Autor nicht umhin, auch ein wenig mit der Wahrheit herauszurücken, wie es ihm damals ergangen ist, als er das erlebte, worüber er berichtet. Ob er tatsächlich immer so gelassen und souverän sein Leben gemeistert hat, wie er es erscheinen lassen will. Die Wahrheit passiert, sie lässt sich nicht ganz aus der Erzählung hinaus erzählen. Wie ein Fehler, der dem Erzähler unterläuft, rutscht, ja mogelt sich die Wahrheit in die Geschichte hinein. Die Erzählung, in der der Berichterstatter immer glaubt, alle Fäden in der Hand zu halten, entgleitet ihm manchmal. Sie erzählt sich selbst fort. Und dabei verliert er die Kontrolle, es schleichen sich Hinweise ein, wie es sich wirklich zugetragen hat.

Diese Indizien drängen sich nicht auf. Es kann sie jeder Leser ignorieren, der nicht an ihnen Interesse zeigt. Wer möchte, kann den Erinnerungstext auch auf unverfängliche Weise lesen. Es muss sich keiner sein Bild, das er bereits fertig hat – rund und komplett –, stören und mit Kratzern und Sprüngen versehen lassen.

Für mich ist die Geschichte einfach noch nicht fertig erzählt. Mir geht da noch was ab. Vielleicht gefällt die Fortsetzung, die ich zu bieten haben werde, nicht allen. Wer glaubt, dass der Geschichte meines Großvaters nichts hinzuzufügen ist, wer der Meinung ist, sie wäre komplett und umfassend genug, der hält meine Retuschen sicher für überflüssig.

Ich will meinen Großvater weder als Lügner noch als Versager und schon gar nicht als einen bösen Menschen vorführen. An einer Abrechnung bin ich nicht interessiert. Er war einfach nur ein Mensch wie du und ich. Und als solchem sind ihm unter Umständen Lügen, Versagen oder sogar Böswilligkeiten unterlaufen. Mag alles sein. Ich bin nicht sein Richter.

Ich will nicht wissen, wie ich an der Stelle meines Großvaters gehandelt hätte. Ich kann mich nicht in seine Person und seine Situation versetzen. Jeder sei für sein eigenes Leben verantwortlich. Für seine Fehler, Fehltritte und Unzulänglichkeiten schäme ich mich nicht, nur für meine eigenen. Und ich muss die seinen auch nicht entschuldigen oder gar verbergen. So nahe steht er mir nicht, dass ich mich für seinen Ruf verantwortlich fühlte ...

Also will ich ihm auch nichts schenken. Mein Großvater versteckt sich hinter seiner Geschichte. Das kann ich so nicht hinnehmen. Von dort möchte ich ihn hervorholen. Diese Geschichte ist der Ort, wo ich mich auf die Suche nach ihm mache. Dabei kann ich ihn nicht schonen. Ich werde auch das zur Sprache bringen müssen, was er sich gescheut hat, offen auszusprechen.

Ich glaube nicht, dass es gutgeht, wenn ich die Person meines Großvaters verstehen wollte. Ohne Sachkenntnis, ganz ohne Wissen um die Stationen seines

Lebens geht es klarerweise nicht – das soll mich aber alles nicht dazu verleiten, ihm rundum Verständnis entgegen zu bringen. Verständnis ist die Illusion, ein Leben einordnen zu können, ein Leben so weit verkleinern zu können, bis es in die Begrenzungen meines Verstandes und meiner bescheidenen Lebenserfahrung passt. Nur ein eingeschrumpftes Leben lässt sich verstehen, reduziert auf die Daten eines Lebenslaufes.

Ich habe anderes vor. Bloß die Geschichte, die er erzählt, möchte ich verstehen. Ich möchte sein Geschichtenerzählen nachvollziehbar machen, ihm dabei über die Schulter schauen, in seine Geheimnisse eindringen und dort weitererzählen, wo seine Kraft nicht ausreichte. Und da mache ich mich auf Überraschungen gefasst. Noch immer ist mir nicht ganz klar, wie mein Großvater seine Erzählung organisiert hat.

Wenn ich darüber räsoniere, wie fremd mir mein Großvater war, wie unwichtig seine Person in meinem Leben gewesen sei, so stellt sich mir die Frage: Warum seziere ich nicht den Erinnerungstext einer Person, mit der mich wirklich nichts verbindet? Nicht einmal die dünne Linie eines Samens, der auf die Eizelle einer Frau trifft? Der Einwand ist berechtigt, selbst wenn gleichzeitig meine Antwort schon vorliegt: Ich registriere einen sportlichen Ehrgeiz, hinter die Fassade dieses Textes zu sehen, den ich bei einer mir persönlich unbekanntem Person vermutlich nicht verspüren würde. Es gibt auch andere Erzählungen, die mich genauso herausfordern – da sie aber von Menschen verfasst wurden, vor denen ich wegen ihrer Leistung, auch auf Grund ihres Alters und Auftretens, Respekt und Achtung verspüre, entsteht eine gewisse Beißhemmung. Ihre Texte zu tranchieren, auf den Kopf zu stellen und gegen den Strich

zu lesen, will ich ihnen nicht zumuten. Mein eigener Großvater tut mir da weniger leid.

Einen wichtigen Vorteil will ich nicht unerwähnt lassen: Im Fall meines Großvaters verfüge ich über einen privilegierten Zugang. Ich kann mir von meinem Vater, von meinen Onkeln und Tanten und sogar deren Cousins und Cousinen über ihren Vater bzw. Onkel berichten lassen. Bei allen anderen Erinnerungstexten wäre ich rein auf die Erzählung angewiesen.

Ich habe das Erinnerungsbuch meines Großvaters „ausgegraben“, als wäre ich ein Archäologe. Ich habe eines Tages beschlossen, mich seiner Existenz zu entsinnen, es für mich wichtig werden zu lassen – und nicht weiter so zu tun, als wäre es nicht vorhanden oder hätte keine Aussagekraft für mich. Ich habe meine Wirklichkeit um diese Möglichkeit erweitert. Damit ist seine Geschichte zu einem Artefakt geworden.

Was können wir davon als wahr hinnehmen? Eine Provokation geht von dieser Frage aus. Wer mich hier provoziert, das ist mein Großvater als Autor seines Lebens. Sein Anspruch, das, was er für sein Leben hält, darstellen zu können, erscheint mir vermessen. Diese Unbescheidenheit ist es, die mich aufregt. Vielleicht ist es aber auch nur die Unbeschwertheit des Erzählens, die ich meinem Großvater nicht gönne. Zumindest ihm war es vor mehr als vierzig Jahren noch möglich, ganz unkompliziert und unreflektiert zu erzählen. Diese Unbefangenheit ist inzwischen verloren gegangen.

Erinnern können wir uns nur an das, was wir uns einmal erzählt haben. Und irgendwann können wir die Wahrheit nicht mehr von dem trennen, was wir hinzugegacht haben. Lesen heißt, eine Geschichte so zu zerstören, eine Überlieferung so in neue Zusammenhänge

zu stellen, dass sie wieder Sinn ergibt. Die Geschichte hat mir etwas zu sagen, wenngleich es nicht der ursprünglichen Botschaft oder Intention entsprechen mag.

So wie alle Geschichten braucht auch die Geschichte meines Großvaters das Interesse eines Zuhörers, damit sie weiterleben kann. Ich habe ein Motiv aufzuweisen für mein Interesse für dieses andere Leben, für die Geschichte dieses anderen Erzählers. Uneigennützig ist diese Auseinandersetzung nicht. Ich schreibe mich in diese Geschichte ein, als sein Enkel, Leser und Zuhörer, als sein Rezipient. Ein Stück weit macht sich die Geschichte damit selbständig von ihrem Autor, entwickelt ein Eigenleben, macht sich auf den Weg – und ihr erster Urheber vermag es mir nicht zu verwehren. Schließlich wollte er sie nicht für sich behalten. Die Geschichte gehört damit uns allen. Jeder kann etwas mit ihr anfangen.

Ein Segen ist es, dass ich meinen Großvater nicht mehr fragen kann, wie er das gemeint hat, was er geschrieben hat. Die Lebensgeschichte wird zur Flaschenpost, überantwortet dem Strom der Zeit. Bei wem immer sie ankommen mag, sie war für ihn bestimmt.

Die Zielstrebigkeit, mit der mein Großvater sein Leben erzählt, entspricht einer Teleologie: Es gibt einen Weg: vom Waisenknaben zum Hofbesitzer und Familienvater, ein Ziel: als Bauer eigenverantwortlich wirtschaften zu können, und einige Bewährungsproben: ein schwerer Arbeitsunfall seiner Frau, zahlreiche Geburten, Krankheiten seiner Kinder und das Kriegsende. Seiner „Heilsgewissheit“, die mein Großvater gleichermaßen auf eine religiöse wie alltägliche Weise verstanden wissen wollte, will ich meine mäandrierende Erzählweise entgegen-

setzen. Statt dem unausweichlichen glücklichen Ende die Vielfalt der Möglichkeiten; statt der Ein- die Mehrdeutigkeit; statt dem geradlinigen Kurs ein Abschweifen und Ausprobieren. Dabei will ich mich nicht am vermeintlich Wesentlichen orientieren. Auch dem Unwichtigen will ich meine Aufmerksamkeit schenken. Auch vom Detail will ich mich lenken lassen.

Auf assoziative und hermeneutische Weise will ich Bedeutungsmöglichkeiten im Text meines Großvaters aufspüren. Die Menge der Konnotationen, der möglichen Bedeutungen, ist – im Gegensatz zur Denotation, der eindeutigen und gesicherten Bedeutung eines Begriffes oder anderen Symbols – uferlos. Keiner kann sich der Konnotationen, die seinen Worten zugeschrieben wurden, sicher sein – wie einem vielleicht schon so manche unerwartete Reaktion eines Gesprächspartners gezeigt hat. Die Bandbreite der Bedeutungsmöglichkeiten lässt sich nur erahnen, indem ich die tatsächliche Wirkung des Textes auf möglichst verschiedene Leser untersuche. Das ist keine Analyse des Textes als solches, sondern die Darstellung und Beobachtung der Leseerlebnisse. Um festzustellen, welche möglichen Verknüpfungen und Gedankenbilder der Text meines Großvaters bewirken kann, stelle ich mich als Versuchsperson zur Verfügung. Ich protokolliere Einfälle und Assoziationen und notiere Hintergrundwissen und Ergebnisse meiner Recherchen. Es ist die Dokumentation dessen, was mir in diesem Text für wichtig und wesentlich erscheint. Ein anderer Leser kommt zu anderen Ergebnissen.

Vielleicht beginnt die Geschichte doch im Jahr 1948. Am 21. November starb mit neunundachtzig Jahren der ehemalige Oberlehrer an der Schule in Altenmarkt im

Yspertal, Michael Gutleederer (1859–1948), der Onkel meines Großvaters, in seinem Haus in Steinakirchen im Mostviertel. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges, als jeder, der als Patriot gelten wollte, sein Kapital für Kriegsanleihen hingab, hatte Michael Gutleederer dem Staat als Schuldner nicht vertraut. Seine schlaue Idee war es gewesen, auf reale Werte zu setzen. Seine kluge Strategie hatte ihm geholfen, seinen Besitz über zwei Not- und Inflationszeiten hinwegzuretten. Michael Gutleederer hatte antizyklisch und dem allgemeinen Trend entgegensteuernd investiert. Der Bruder meiner Urgroßmutter besaß Gründe auf dem Plateau des Hügels *Haberg* oberhalb seines Wohnortes Steinakirchen und noch weiteren Forst auf dem Lonitzberg. Er und seine Frau Rosa hatten nur ein Kind gehabt. Ihr Sohn Rudolf fiel im Ersten Weltkrieg. Nach dem Ende seiner Laufbahn im Schuldienst war Michael Gutleederer in der Zwischenkriegszeit von Altenmarkt nach Steinakirchen heimgekehrt und hatte dort ein Haus erworben. Er zehrte von seiner Pension als Staatsdiener und seinen Pfründen aus dem Grundbesitz. Der Rentier wurde im Steinakirchen der Zwischenkriegszeit als Respektsperson angesehen. Übereinstimmend erinnern sich seine Großneffen Rudolf und Gebhard Distelberger: „Er war ein Lehrer vom alten Schlag. G’fürchtet haben wir uns vor ihm!“ Michael Gutleederer und seine Frau Rosa sangen noch im Alter im Kirchenchor. Ihre Großnichte Traudl Distelberger erinnert sich, dass seine Stimme schon recht *gescheppert* habe. In den politisch turbulenten Zwanzigerjahren ließ Michael Gutleederer in großen *gotischen* Lettern eine Aufschrift auf der Fassade seines Hauses anbringen, die sowohl christlich als auch großdeutsch interpretiert und als eigenständiger Kommentar zur Weltlage gelesen werden konnte. Vom Haus mit

Inschrift ließ er Postkarten anfertigen, die er an seine Neffen und Nichten verschickte. So am 29. 9. 1928:

„MÖG' GOTTES GEIST HIER SEGNE WALTEN UND
EWIG DEUTSCH DIES HAUS ERHALTEN!“

Auch vom Fronleichnamsaltar, der jedes Jahr vor seinem Haus aufgebaut wurde, ließ er Aufnahmen machen und schickte diese 1934 an *Seiner Gnaden Hochwürdigsten Herrn Ordinariats-Kanzler Michael Distelberger* nach St. Pölten. Sein Neffe Michael sollte ihn später in der Rolle als *Herr Onkel* in der Familie beerben. Der spätere Generalvikar verehrte seine Tante als Ersatzmutter und sorgte dafür, dass für das 1936 erstgeborene Kind seines jüngsten Bruders Franz, für Tochter Edeltraud, Michael Gutleder als Taufpate gewählt wurde. Als zweiten Taufnamen erhielt Edeltraud den Namen der Großtante: Rosa. Der Generalvikar achtete auch darauf, dass der zweitgeborene Sohn des Bruders Franz im Jahr 1937 nach dem im Ersten Weltkrieg gefallenen Sohn des Michael Gutleder Rudolf getauft wurde.

Ein Photo aus dem Jahr 1935 zeigt den sechsund-siebzehnjährigen Herrn, dessen Physiognomie auf einen respekt- und gehorsamgewohnten Charakter schließen lässt, zusammen mit seiner Frau Rosa und einer seiner Nichten, meiner Großtante Christine, sowie seinem Neffen Michael. Rudolf Distelberger erinnert sich aus der Zeit während oder knapp nach dem Krieg, dass seine Mutter dem alten Ehepaar Essen brachte, weil Rosa Gutleder krank war. Die Speisen waren für die bettlägerige Frau vorgesehen. Michael Gutleder verzehrte, was man seiner Frau brachte, mit großem Appetit und bedankte sich herzlich. Nach dem Tod seiner Frau wurde Michael Gutleder von einer Nichte versorgt, der so genannten *Voringer-Moam*, als welche sie Edel-

traud in Erinnerung ist. Die Frau fand Michael Gutle-
lederer, der dem Alkohol zuzusprechen begonnen hatte,
einige Male betrunken unter dem Klavier liegend vor.
Unter ausgerechnet jenem Klavier, das nach Gutle-
derers Tod den Weg auf die Hochrieß finden sollte. Als Michael
Gutle-
lederer 1948 mit neunundachtzig Jahren starb, stif-
tete er sein Haus der Gemeinde. Seinen Grundbesitz auf
dem Lonitzberg hatte er schon vorher dem Schulverband
Steinakirchen übertragen. Dafür hatte sich Michael
Gutle-
lederer das Denkmal auf dem *Haberg* ausbedungen,
und die Benennung des Platzes, an dem sein Haus steht,
in *Gutle-
dererplatz*. In sein Haus zog für einige Jahre das
Gemeindeamt ein. Zu seinem hundertsten Geburtstag
im Jahr 1959 bekam er den Stein gesetzt. Der Gipfel
des Habergs, wo der Stein steht, heißt nach seinem
gefallenen Sohn *Rudolfsböbe*. Das Denkmal ist ein zwei
Meter aufragender, grob pyramidenförmiger Granitstein
mit rechteckiger Grundfläche, auf dessen unregelmäßi-
ger und wenig geglätteter Vorderseite die Inschrift zu
lesen ist:

„Dem großen Freund und Gönner der Marktgemeinde
Steinakirchen a. F. / Direktor Michael Gutle-
derer /
3. August 1859 – 21. November 1948.“

Seine neun Neffen und Nichten ließ Michael Gutle-
derer dagegen leer ausgehen. Seine Großnichte Edeltraud
weiß noch, wie sie als zwölfjähriges Mädchen im Trauer-
kondukt, auf einem schwarzsamtenen Kissen den Orden
des Großonkels tragend, dem Sarg folgte. Gebhard
Distelberger erinnert sich, als kleiner Bub mit seinem
Vater, der Obmann des Schulverbandes war, überwache-
ne Grenzsteine im Wald auf dem Lonitzberg gesucht
zu haben. In der letzten Verfügung des Michael Gut-

lederer sei mit einem Satz festgehalten gewesen, der bei den Distelberger lange in Erinnerung bleiben sollte, dass bloß die bewegliche Habe ihnen zukomme: „Um die angeschissenen Unterhosen soll sich die Verwandtschaft streiten.“ Ich kann nicht belegen, dass bei der Testamentseröffnung dieser Satz wortwörtlich so gefallen ist. Ich habe das Schriftstück nie zu Gesicht bekommen, sondern diesen Satz nur von einem Großneffen des Verstorbenen erzählt bekommen, dessen Vater es nicht unter seiner Würde fand, mit dem Wagen vorzufahren und einzuladen, was sich an Kleidern und beweglichen Gütern mitnehmen ließ. Auch mein Großvater kam von der Hochrieß und lud das Klavier auf.

Was brachte meinen Großvater dazu, im Jahr 1948 den Wagen anzuspannen, nach Steinakirchen zu fahren und die sperrige Musikalie aufzuladen? Der schwere Flügel war von den übrigen Verwandten verschmäht worden. Das Instrument stand lange unbenutzt im Obergeschoß des *Hubbauern*, des Bauernhofs meines Großvaters. Erst als die jüngste Tochter, die beim Tod des Großonkels sechs Jahre alt war, auf den Tasten herumzuklimpern begann, fand es Verwendung. Meine Tante Franziska wurde daraufhin als kleines Mädchen von ihrem Vater in das Wohnhaus des Wieselburger Kapellmeister und Organisten Max Hazuka (1886–1972) in Mühling geschickt, der sie dort unterrichtete. Maximilian Hazuka kaufte im März 1937 das ehemalige Kommandogebäude des Kriegsgefangenenlagers für Offiziere (1915–1918) in Mühling an der Großen Erlauf, das in der Zwischenzeit als Teil eines Ferienlagers Verwendung gefunden hatte. Das Wohnhaus von Max Hazuka sticht als das älteste Gebäude in der Wohnsiedlung, die auf dem Areal des ehemaligen Mitella-Heimes errichtet wurde, durch seine Architek-

tur heraus. Das Haus im Jugendstil mit Flachdach wirkt moderner als die Einfamilienhäuser aus den Siebzigerjahren, die es umgeben.

Das kleine Mädchen Franziska wanderte also jede Woche, ausgerüstet mit einer Klavierschule, von der Hochrieß hinunter durch die Felder zur Erlauf hin. An die Stelle, wo der Fluss durch ein Elektrizitätswerk gestaut wird und über den Damm ein Steg ans andere Ufer führt, lenkte sie ihre Schritte. Der schmale Weg war durch ein gusseisernes Geländer geschützt. Wenn der Fluss im Frühjahr anstieg und das Wasser im breiten Schwall den Überlauf hinabdonnerte, war es für das Mädchen eine Mutprobe, die Brücke zu überschreiten.

Einmal, als das Mädchen gerade wieder ängstlich durch die Streben nach unten lugte und die Gischt vom Wind bis zu ihr heraufgeweht wurde, die sie als kühlen Schleier auf ihren Wangen spürte, malte sie sich mit Schauern aus, wie es wäre, auf den feuchten Bohlen auszugleiten und hinabzustürzen. Da entschlüpft ihrem Griff die Klavierschule, die sie sonst sorgsam umklammert hielt, und rutscht durch den Spalt zwischen Steg und Geländer in die Tiefe. Im Fallen blättert sich das Buch auf; vor den entsetzensweiten Augen des Mädchens erscheint für einen Moment der *Schneewalzer*, dann verschlingt es der Wirbel.

Die Katastrophe war über meine Tante hereingebrochen, nur ein Gedanke hatte noch Platz: „Ich muss die Klavierschule wiederhaben!“

Sie hämmerte an die Tür des Kraftwerksgebäudes. Arbeiter fanden das schluchzende Kind und fragten, was geschehen sei. Sie wurden aus dem Gestammel des Kindes, das auf den Kessel unterhalb des Überlaufs deutete, nicht klug. „Wer ist in den Fluss gefallen?“, wollten sie wissen, befürchtend, es könnte jemand

ertrunken sein. Aber schließlich verstanden sie, erbarmten sich und fischten mit Flößerhaken an langen Stangen nach der Fibel, die wie ein Kreisel in den Wellen gefangen war.

Meine Tante trug die tropfnasse Klavierschule nach Hause. Dort hängte ihre Mutter sie auf das Gerüst über dem Ofen, wo sonst die nassen Socken ihrer Brüder trockneten.

Als im Jahr 1948 mein Großvater Markus Distelberger aus dem nachgelassenen Inventar seines Onkels Michael Gutleederer auswählte, waren es – neben dem Flügel – einige Dokumente, die sein Interesse erweckten. Er fand Photos der Eltern von Michael Gutleederer, die die Großeltern mütterlicherseits meines Großvaters waren, und einen Brief seines Vaters Michael Distelberger (1853–1908) aus dem Jahr 1898 an den Schwager. Mein Großvater sicherte diese Schriftstücke für sich. Für sein Projekt einer Familienchronik, die sich aus persönlichen Erinnerungen und Bildern zusammensetzt, sollten sie zu wichtigem Material werden. Da er seine Aufzeichnungen damit beginnen lässt, liegt nahe, dass der Fund im Erbe seines Onkels für meinen Großvater den Anstoß zu seinem persönlichen Erinnerungsprojekt gab. Die ältesten Kinder meines Großvaters, meine älteste Tante und sein erstgeborener Sohn, mein Vater, verließen 1948 beide das Elternhaus und schlugen ihren eigenen Lebensweg ein, wenngleich ihnen dieser von meinem Großvater vorgezeichnet worden war. Dieser Austritt aus dem Familienverband markierte für meinen Großvater eine neue soziale Rolle. Er ist jetzt sechsfünfzig Jahre alt. Langsam zeichnen sich die Früchte seines Rackerns und Schaffens ab. Er kann beginnen, den Lebenskampf zu delegieren. Nach und nach werden

seine Kinder erwachsen und verlangen nach Eigenverantwortlichkeit und Selbständigkeit. Anstatt ihn bei seinen Plänen und Absichten zu unterstützen, unterstützt er sie dabei, sich ihre eigene Existenz aufzubauen. Ihr Leben wird zum Erfolg meines Großvaters.

Die Auseinandersetzung mit den Dokumenten und Photos seiner Eltern brachte für meinen Großvater, der an der Schwelle zu einem neuen Lebensabschnitt stand, die Erneuerung der Erinnerung an den Ort und die Jahre seiner Kindheit mit sich: den Hof *Pfefferreith*. Dieser Bauernhof war das Erbteil seiner Mutter Maria gewesen, geb. Gutleder (1858–1902), die das Gütchen in die Ehe mit dem Vater meines Großvaters, besagtem Michael Distelberger (1853–1908), einbrachte.

Das *Pfefferreith* am Nordabhang des Haberges gilt als wenig ertragreiche Landwirtschaft, die mit Steinobst und dem daraus gebrannten Schnaps ihr Auskommen fand. Ein hauseigenes Privileg, Schnaps auch für den Verkauf zu erzeugen, stammt angeblich noch aus Kaiserin Maria Theresias Zeiten.

Die kleinen Bauern im Alpenvorland gerieten immer wieder in die Situation, den Eigenbedarf mit Brotgetreide nicht decken zu können. Ähnlich wie meinem Urgroßvater erging es auch dem Bauern *Untergruben* auf dem Schlagerboden zwischen dem Oberlauf der Erlauf und dem Pielachtal, wo der 1921 geborene Josef Harreiter als Jugendlicher einziger Knecht war. Er und sein Dienstgeber gingen beide das Jahr über barfuß, weil sie sich Schuhe nicht leisten konnten. Der Bauer konnte Josef Harreiter keinen Lohn zahlen. Josef Harreiter gibt in seiner Lebensgeschichte⁴ Einblick in die Risiken einer bäuerlichen Ökonomie, die so wenig wie möglich an der Geldwirtschaft partizipierte, nämlich nur unter dem Druck, Steuern und Abgaben zu begleichen.

Was mein Großvater in dem von seinem Vater an dessen Schwager verfassten Brief lesen musste, brachte die Erinnerung an die Armut und das Elend seiner Kindheit zurück; er begegnete darin sich selbst:

„Uns geht es sonst ganz gut, wir sind mit den Kindern allein und leben so in Frieden und Eindracht das[s] es nicht besser zu wünschen wäre, nur die Brotsorgen haben sich bei uns eingeschlichen, ich habe gar manches unternommen und mir [ist] nicht gleich bange aber bei solchen Jahren da gibt es mir auch schon zu denken, jetzt haben wir schon 3 Jahre fast keinen Apfel keinen Most, heuer haben wir 21 Eimer gemacht und da heißt es jetzt im Winter im[m]er sparen daran, weil ich 6 Eimer verkauft habe den Eimer um 5 Gulden daß ich wieder 2 Säcke Mehl kaufen kann diese kamen auf 26 Gulden denn das Essen ist doch notwendiger als das Trinken. Die vorjährige Kornernte war so gering daß ich 69 Gulden ausgegeben habe um Korn und Mehl. Der Weizen ist durch das viele Regnen wertlos geworden, nur die Heuernte war überreich und da habe ich eine 4. Kuh eingestellt, da die Mirzl [Maria, meine Urgroßmutter] düchtig in der Milchwirtschaft ist. Da hat sie immer viel Butter, so 4 Kilo 6 Zendl [4,6 kg] fast alle Woche – [so]das[s] doch das notwendigste bestritten wird [werden kann]. Zur Hebung der Heuernte trägt unser neuer Wald viel bei [der gemeinsam mit dem Bruder Josef ‚Seppengöd‘ am Haberg gekauft wurde], da bekommen wir meistens 4 bis 5 Fuhren Waldheu, das wird fast alles zu Mist gemacht, und auf die Wiesen geführt, da wächst so viel Gras, dann gibts Fichtengraß und Holz.“

Im Zusammenhang mit seiner Beschwerde über die allgemeine Schulpflicht erwähnt mein Urgroßvater auch

meinen Großvater als jenes sechste Kind, das ab dem kommenden Herbst die Schulbank zu drücken habe.

„Über das jetzige Schulgesetz muß ich noch ein Klage-
lied singen, unlängst las ich im Volkskalender wo
Aufklärung über unsere Gesetze ist, da stand vom
Schulgesetz, daß in manchen Fällen Schulabkürzung
gewährt wird, weil ich mit schweren Sorgen sehen
muß wie sich die Mirzl [Maria, seine Frau] fast aufreibt
bei der vielen Arbeit wegen, und die Maril [die älteste
Tochter Marie] fast so groß [ist] als die Mutter und
Kuhmelken und fast alle Arbeit mitmacht, dieses
große drum Mensch muß auf der Schulbank sitzen und
Käfer und Ausland studieren, aber aufrichtig gesagt
weil gegenwärtig 5 [meiner Kinder] die Schule be-
suchen [und] auf den Mai der 6. dazukommt [mein
Großvater], so glaubte ich dürfte berücksichtigt wer-
den, so ging [ich] zum Oberlehrer, bat ihn er möchte
die Maril [für den] Sommer befreien, er sagte ich kann
nicht, sie geht zu wenig lang in die Schule, ich sagte
ihm sie ist gut unterrichtet, sie ist niemals sitzen
geblieben, [ich sagte] auch mein Anliegen dazu, und
wenn sie diesen Sommer nicht befreit wird, nächstes
Jahr hört sie ohnehin auf, so bekommt sie gar keine
Schulbefreiung. Er gab mir zur Antwort, ich kann Dir
nicht helfen und ging. Soll vielleicht das, was ich ge-
lesen habe, Lüge sein? Wäre nur gleich neugierig, was
Du dazu sagst. Wenigstens ich halte das lange Schul-
gehen für eine wahre Plage für den Arbeiterstand.
Wenn die großen Herren sich das Geld mit solcher
Mühe und Plage erwerben müss[t]en als wir, sie wür-
den der Schulabkürzung nicht so fest widerstreben.“

Mein Urgroßvater rechnete sich, obwohl Bauer, zum
„Arbeiterstand“. Eine bemerkenswerte Wortwahl, die

noch nichts von einem als solchen empfundenen Gegensatz zwischen Arbeitern („Proletariat“) und Bauern erkennen lässt. Die so genannte „Sommerbefreiung“ war die Möglichkeit, Bauernkinder ab zwölf Jahren zwischen Ostern und Allerheiligen von der Schule freizustellen. Üblicherweise wurde diese großzügig gewährt; wenn ausgerechnet meinem Urgroßvater dies nicht zugestanden wurde, dann fragt er sich nicht zu Unrecht nach dem Grund.

Was der Schreiber der Zeilen noch nicht wissen kann, ist, dass im weiteren Verlauf des Jahres zwei seiner Kinder sterben werden: am 30. Juni der erst fünfundzwanzig Tage zählende Alois (II.) und im Herbst der eineinhalb Jahre alte Anton. Mein Großvater erwähnt keinen der beiden früh verstorbenen Brüder in seinen Lebenserinnerungen, aber seine um ein Jahr ältere Schwester Josefa – die sich später als Nonne des Ordens der *Barmherzigen Schwestern* Edilberta nennen sollte – vermeldet in ihren Niederschriften den Tod der beiden Geschwister im Jahr 1898. Insgesamt hat meine Urgroßmutter vier Kinder verloren. Zuvor schon 1893 den nur dreizehn Tage alten Alois (I.), und 1894 starb die vierjährige Anna an Kehlkopfentzündung.

Mein Taufname ist in jeder Generation der Familie meines Vaters vertreten. Der Bruder meines Großvaters mit diesem Namen verstarb am 27. Oktober 1898 in Abwesenheit seiner Eltern, meiner Urgroßeltern – vermutlich an einem angeborenen Herzklappenfehler. Meine Großtante erzählt vom Tod ihres Bruders:

„Unser kleiner Bub, der Tonerl war sehr krank. Er war schon lange krank und hatte öfter solche Anfälle von Blausucht, sodaß er ganz blau war, [...] Es ist dann eine böse Verleumdung herumgegangen, als hätten

wir Kinder den Tonerl umgebracht. Der Vater war sehr böß darüber.“

Das Kind Tonerl, das in seinem zweiten Lebensjahr an *Blausucht* starb, hatte vermutlich eine Öffnung in der Herzscheidewand oder einen Herzklappenfehler, wodurch sich das sauerstoffarme, zum Herzen zurückströmende Blut mit dem übrigen Blut vermischte. Die damit einhergehende bläuliche Verfärbung der Lippen führte zur volkstümlichen Benennung.

In wenigen Sätzen erscheinen die Umriss eines schwerwiegenden Konfliktes. Die Nachbarn meiner Urgroßeltern werfen der Familie, die in einem Jahr zwei Kinder verloren hat, vor, dieses selbst verschuldet zu haben, und sogar den Geschwistern, ihren eigenen Bruder getötet zu haben. Am 30. Juni des Jahres war schon der fünfundzwanzig Tage alte Bruder des Anton, Alois, gestorben. Josefa verwendet zweimal das Wort ‚böse‘. Einmal als „böse Verleumdung“, die in der Nachbarschaft umgehe, das zweite Mal: „Der Vater war sehr böß darüber“. In welchem Ansehen muss eine Familie im dörflichen Umfeld stehen, wenn ihr solches zugetraut und zugemutet wird? Alles spricht für eine prekäre soziale Position der Familie im *Pfefferreith*. Anders als erwartet, reagierte die Umgebung der Familie meines Urgroßvaters auf den Schicksalsschlag nicht mit Solidarität und Unterstützung, sondern erhöhte noch den Druck.

Die toten Kinder. Mein Großvater räumt ihnen in seinen Erinnerungen keinen Platz ein. Beim Tod von Alois (I.) und Anna war er selbst erst ein bzw. zwei Jahre alt, an diese Geschwister kann er sich nicht erinnern können. Beim Tod von Alois (II.) und Anton war er zwar

schon sechs, das Neugeborene hatte aber im Bewusstsein des Sechsjährigen vermutlich noch keinen Raum eingenommen. Und auch das Sterben des eineinhalbjährigen Bruders war nicht erzählbar.

Überraschend ist, dass meine Urgroßeltern nachgetauft haben, wie das Benennen eines Kindes nach einem bereits verstorbenen Geschwisterchen bezeichnet wird.

Es folgt dem Konzept, ein verstorbenes Kind durch sein nachfolgendes zu ersetzen, gilt aber als problematisch, da das Schicksal des Vorgängers einen Schatten auf seinen Stellvertreter werfen könnte.

Josefas vollständige Erzählung vom Tod der Geschwister im Jahr 1898:

„Einmal ist sie beim Tisch gesessen mit dem kleinen Loiserl (II.) auf den Armen; ich sehe sie heute noch, wie sie traurig auf ihn niederschaute, wie das Leben entfloh und er [d.h. seine Seele] von ihren Armen in den Himmel flog. Dann hat sie still geweint. Der Bub war ein halbes Jahr alt [Die Altersangabe stimmt nicht ganz, in Wirklichkeit wurde Alois nur fünfundzwanzig Tage alt]. Wir wollten sie trösten, da sagte sie so oder ähnlich: das tut halt weh, doch war sie sehr ruhig dabei. Das andermal war es so: der Vater und die Mutter waren zu einem Begräbnis eingeladen in Brunngraben, mir scheint, dem Vater sein Göd war gestorben. Unser kleiner Bub, der zwei- bis dreijährige Tonerl war sehr krank [auch diese Altersangabe stimmt nicht ganz, Anton war eineinhalb Jahre alt]. Er war schon lange krank und hatte öfter solche Anfälle von Blausucht, sodaß er ganz blau war. Wir Kinder waren also allein zu Hause, die Maria war schon etwas größer [dreizehn]. Abends wurde dem Tonerl so schlecht, daß die Maria gesehen hat, es wird

zum Sterben kommen. Da haben wir die Bergermam [Moam = Muhme, eine weitläufige Verwandte, aber auch eine Nachbarin wird so genannt] geholt und die gute Nachbarin ist auch gleich gekommen. Es war schon ganz finster, ich glaub, es war im Spätherbst [27. Oktober 1898]. Gegen acht oder neun Uhr ist dann der Tonerl gestorben. Nicht lang darauf kommen Vater und Mutter heim. Wie wir die Haustüre aufmachten, war die erste Frage der Mutter: was ist mit dem Tonerl?, wir darauf: er ist schon gestorben. Da hat sie laut geweint und gesagt: o, wäre ich doch daheimgeblieben, ich wollte so nicht gern fortgehen. Es ist dann eine böse Verleumdung herumgegangen, als hätten wir Kinder den Tonerl umgebracht. Der Vater war sehr böß darüber. Zum Glück war die Nachbarin dabei, sodaß uns niemand was anhaben konnte.“

Die toten Kinder. Zu ihnen müsste außerdem noch ein fünftes totgeborenes Kind, nach dessen Geburt im Jahr 1902 die Mutter stirbt, gerechnet werden. Es hat den zehn überlebenden Geschwistern die Mutter weggenommen.

Die zahlreichen Schwangerschaften der Mutter – insgesamt fünfzehn – wurden im Umfeld der Kinder nicht thematisiert. Die Erzählung der damals zehnjährigen Schwester Josefa von der Geburt ihres jüngsten Bruders Franz im Jahr 1901 zeigt, dass den Kindern bis zum Tag der Niederkunft nicht bewusst war, dass die Mutter ein Kind erwartet. Dass um die Hebamme geschickt wird, trifft sie völlig unvorbereitet.

Josefa berichtet von der Geburt des jüngsten Bruders:

„Es war an einem wunderschönen Frühherbstnachmittag [7. September 1901]. Wir hatten das letzte

Grummetheu auf den Angern zusammengerecht, die Mutter hat fleißig mitgeholfen; gegen Abend sagte sie zu mir: Geh nach Steinakirchen zur Frau Viglhuber [der Hebamme] und sag ihr, ich laß sie schön bitten, daß sie kommen möchte. Nichts ahnend ging ich fort und die gute Frau ging gleich mit mir. Jemand, der uns begegnete, sagte: Aha, die gehen Vöglfangen! [Eine boshafte und scherzhafte Anspielung] Ja, ein gar lieber Vogel wurde gefangen, unser lieber Franzl. Der alte Teichgraber Thomas, der damals gerade bei uns war, den Kellerkanal ausgraben, schrie den Maxl an, der 9 Jahre alt war [mein Großvater]: He Max, jetzt ist's nichts mehr mit dem Hauskriegen, ist schon ein Jüngerer da. [Eine Anspielung auf die Erbfolge, bei der der jüngste Sohn das Haus erbt] Den andern Tag, Fest Maria Geburt, trug die Maria [die älteste Schwester des Neugeborenen] den kleinen Buben zur Taufe und ich durfte sie voll Freude begleiten. Unsere Mutter war so lieb und zärtlich mit dem Kleinen, sie wiegte uns auf ihren Knien und sang dabei:
HOPS, HOPS, HOPS HENDERL: WANN S'KATZERL HAT
STIEFERL AN, REITET'S ÜBERN HOBERNBERG, HOT
GSOGT, S'KOMMT NIMMER MEHR HER ...“

- 1 Michel de Montaigne: Essais (1580) III, 5. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett. Frankfurt am Main 1998, S. 436.
- 2 Juri Andruchowytch: Mittelöstliches Memento (ukrainischer Originaltitel: Central'no-schidna revizija). Übersetzt von Sofia Onufriv. In: Juri Andruchowytch / Andrzej Stasiuk: Mein Europa. Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa. (Originalausgabe unter dem Titel: Moja Evropa. Dwa eseje o Evropie zwanej Środkowa, 2000), Frankfurt am Main 2004, S. 17.
- 3 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis: Die Gedächtnisorte. In: Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser. Berlin 1990, S. 11–33, hier S. 13, in der Ausgabe Frankfurt am Main 1998, S. 11–42, hier S. 13. Bei diesem Essay handelt es sich um die Übersetzung des Vorwortes zu Noras monumentalem Werk: Les lieux de mémoire.
- 4 Josef Harreiter: Ansonsten war ich mit meinem Leben recht zufrieden. Bearbeitet, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Bernhard Gamsjäger. Gössing am Wagram 1999.